

## Diskursanalyse

Friedrich A. Kittler

### Ein Erdbeben in Chili und Preußen

Die Diskursanalyse ist kein Verfahren zur Beschreibung einzelner literarischer Texte. Das hat zwei Gründe. Erstens gibt es keinen Anlaß, die Analyse auf literarische Texte zu konzentrieren, wenn es gerade umgekehrt eine ihrer Aufgaben ist, die historischen Ereignisse zu beschreiben, die bestimmte Reden und in unserer Kultur die literarischen mit dem Vorrecht endloser Kommentierung ausgestattet haben. Und zweitens kann eine Diskursanalyse – im Unterschied zu Interpretationen, deren Grenzwert Einzeltexte über Einzeltexte sind – immer nur von einer Menge von Äußerungen ausgehen. Ihre Sache ist die Vernetzung, die faktisch ergangene Diskurse in einem bestimmten Raum und einer bestimmten Zeit zu Dispositiven organisiert hat. Solche Dispositive aber beschreiben zuletzt die unendlich variablen Programme, durch deren Eingriff Leute strategisch und technisch unter die Steuerung von Diskursen geraten sind.

Eine Empirie der Macht, die ersichtlich nur durch geduldige Archivierung ebenso empirischer Daten eingekreist werden kann, wenn Diskursanalyse nicht wieder in die Fallen von Geschichtsphilosophie laufen soll. Mag ihr das auch den Vorwurf eintragen, selber Mimikry an Macht zu üben – ihr Positivismus bewahrt die Diskursanalyse doch davor, die vielen realen Funktionen und Effekte, die Äußerungen haben können, mit so zeitlosen, monolithischen und unschuldigen Begriffen wie Literatur oder Philosophie aus der Welt zu schaffen. An die Stelle einer Referenz, die unmittelbar auf Sachverhalte gehen würde, treten interdiskursive Netzwerke, in denen Schreiber und Archivare, Adressaten und Interpreten verschiedener Diskursformationen verschaltet sind.

Die Lektüre eines einzelnen und literarischen Textes wie des *Erdbebens in Chili* bringt also diskursanalytisch wenig ein. Er könnte in verschiedenen Dispositiven ganz verschiedene Funktionen innegehabt haben. Seine faktische Funktion, wenn sie überhaupt auf der Oberfläche von Ablesbarkeit liegt, vermehren nur Daten, die am Rand oder jenseits des Einzeltextes stehen. (Adreßbits im elektronischen Datenfluß, Stempel, Aktenzeichen und Verteilerschlüssel im bürokratischen zeigen zur

Genüge, daß es die Ränder von Nachrichten sind, die ihre Vernetzung steuern und damit interpretatorische Unterstellungen vom Typ der Autorintention überflüssig machen.)

Literarische Texte freilich, seitdem sie an die sogenannte Öffentlichkeit adressiert sind, geben im Unterschied zu Briefen, Akten und Bytes nur spärliche Randdaten mit – im Fall Kleist den Autornamen, die Gattung und zwei Titel: Die Erstauflage in Cottas neuem *Morgenblatt für gebildete Stände* war *Jeronimo und Josephe* überschrieben, der Wiederabdruck in Kleists *Erzählungen*, drei Jahre später, hieß *Das Erdbeben in Chili*.

Von diesen Daten ist das erste, der Autorname, unter Diskursbedingungen unserer Kultur nachgerade obligat; es besagt also nicht mehr und nicht weniger, als daß die Novelle, im Unterschied zu zahlreichen anonymen Zeitungsartikeln oder politischen Interventionen Kleists, von vornherein seinem literarischen Werk zuzählt. Demgemäß hat Tieck, der erste Herausgeber, sie auch behandelt. Das zweite Randdatum, die Klassifikation des Textes, steuert einen bestimmten und öffentlichen Konsum, der im Fall von *Erzählungen* Lektüre heißt, kommt aber schon mit dem dritten Datum in Konflikt. Denn wenn aus dem anaphorischen Sprach- und Liebesspiel zwischen Jeronimo und Josephe durch Titeländerung eine Naturkatastrophe von 1647 wird, zählt das vom Titel Bezeichnete zu jenen unerhörten Begebenheiten, die seit Goethes zeitgenössischer Definition ‚Novellen‘ und nicht nur (sehr viel vager) ‚Erzählungen‘ heißen.

Andere Randdaten gibt der Text nicht her. Das Fehlen von Autoreferenzen wie Erzählerkommentar oder Rahmenhandlung, Leseranrede oder Quellenberufung macht es unmöglich, in Kleists Novelle selbst die Artikulation eines diskursiven Netzwerks nachzuweisen, wie Foucault das für Rousseaus *Dialogues* oder Flauberts *Tentation de Saint-Antoine* tun konnte. Die Novelle ist vielmehr gekennzeichnet durch eine elementare Knappheit dergestalt, daß ihr Text über die Relation von Ereignissen fast nirgends hinausragt.

Wenn aber ein Stück Literatur, das 1807 und nicht etwa als mittelalterliche Handschrift erschienen ist, auch an seinen Rändern lediglich die elementare Beziehung Autor-Erzähler-Lesepublikum artikuliert, ist die Literaturwissenschaft gemeinhin versucht, den schweigenden Text dadurch zum Sprechen zu bringen, daß sie ihm einen nie verlauteten, aber unaufhörlichen Diskurs des Autors unterlegt, den sie selbst dann ausschreiben kann. Diese Versuchung hat historische Gründe. Im Zeitalter der Bildung ist die Funktion ‚Autor‘ tatsächlich zum bestimmenden Jenseits von Literatur geworden. Einzeltexte im Fall Goethe sind in einen autobiographischen, im Fall Schiller in einen philosophischen Diskurs eingebettet, der ihre Auswälzung zum Kontinuum einer Autormeinung möglich gemacht hat.

Wer unter solchen Diskursregeln eine literarische Karriere antritt, hat seine entstehenden Werke zu verdoppeln durch eine Psychologie oder Philosophie, die dem Verstehen der Leser schon vorarbeitet und Dichtung zu ihrem höheren Ruhm den Speichereinrichtungen wissenschaftlicher Hermeneutiken an- und aufschließt. Demgemäß schreibt der junge Kleist an einer *Geschichte meiner Seele*. Sie ist nur im Wirrsal seiner Fluchten verschollen und durch nichts ersetzt worden.

Spätestens seit diesem Verlust ist *Das Erdbeben in Chili* ein erratischer Block. Niemand weiß, was der Schreiber beim Schreiben dachte oder meinte; niemand weiß, was er bei der Drucklegung dachte oder meinte. Und es ist nachgerade symptomatisch, daß Kleist, während einer seiner Freunde den Verleger Cotta zum Ankauf der Novelle brachte, in der Lage ihres Helden zu Textbeginn war: eingekerkert und damit von Nachrichtenkanälen so gut wie abgeschnitten. (Auch über Kassiber weiß man nicht viel mehr als das, was sie besagen.)

Diskursanalysen haben mit solchen Informationsdefiziten zu rechnen. Statt Kleists „Lakunenjahre“, wie die Forschung sie nennt, im Interesse einer kontinuierlichen Autorbiographie auszufüllen, sind diese und andere Fehlanzeigen zunächst einmal, gut positivistisch, mit einzukalkulieren. Wo es keine kontinuierliche Seelengeschichte gibt, bleibt nur ein Feld diskursiver Streuungen, wie Zufallsereignisse der Archivierung es bereiten. Außer der Novelle ein paar Musteraufsätze und Briefe, ein Edikt und ein Verbot. Es macht aber gerade die Spezifität von Archiven aus, nur eine endliche Menge von Daten zu enthalten. Und es sind diese endlichen Datenmengen, die eine strategische Lage definieren, beim Schreiber wie bei den Lesern der Novelle.

#### Interne Interpretationen

Im *Morgenblatt für gebildete Stände*, vom 10. bis zum 15. September 1807, erscheint also die Novelle einer unerhörten Begebenheit, deren katastrophischer Anfang nur noch von ihrem katastrophischen Schluß überboten wird. Am Anfang vernichtet die Naturgewalt eines historisch beglaubigten Erdbebens die Hauptstadt Chiles samt dessen politischen und kirchlichen Machtzentren – mit dem Effekt, daß ein eingekerkelter Liebhaber und eine geschwängerte Novizin gerade noch vor Selbstmord und Hinrichtung errettet werden. Am Ende macht die Gewalt einer Lynchjustiz dieses humanistische Wunder wieder zunichte, als habe auch ein „Umsturz aller Verhältnisse“ (18) das Jeronimo und Josephe vorherbestimmte Fatum nur um vierundzwanzig Stunden aufschieben können. Und in der Tat gibt es Sprachen, in denen das Wort Todesurteil die Nebenbedeutung seines Aufschubs hat. Aber worauf der Totschlag der zwei Liebenden zurückgeht – auf strukturelle oder kontingente Gewalt, auf

theologische oder poetische Gerechtigkeit, auf historische Fakten oder literarische Fiktionen –, bleibt offen.

Die gebildeten Stände, wie sie am äußeren Rand des Textes angesprochen werden, lesen also von einer Fatalität, die ihre Deutungen herausfordert, nur um sie abzuweisen. Das Schweigen des Autors und das des Novellenerzählers sind zwei Taktiken innerhalb einer Strategie, die mit grundlegenden Vernetzungsregeln klassisch-romantischer Dichtung ein riskantes Spiel treibt. Statt ein gebildetes Publikum dadurch zu bilden, daß Stimmen am Textrand selber alle beschriebenen Ereignisse mit psychologischer oder philosophischer Bildung ausdeuten, gibt Kleist gerade umgekehrt Rätsel auf.

In den Jahren seiner juristischen Studien hat der Autodidakt Kleist das neue Wissen, das eben den Namen Bildung empfangen hatte, auf einem oft empfohlenen, aber selten beschrittenen Weg erworben: Er lernte, indem er es lehrte. Um seine Verlobte erstens zur Gattin nach Kleists Wünschen und zweitens zur Mutter nach den Wünschen hypothetischer Kinder zu formen, sollte diese Braut (so ein Brief vom 16. Dezember 1800) in ihrer Bildung immer fortschreiten, und das heißt, in Hausaufsätzen moralisch-humanistische Rätselfragen lösen, die ihr selbsternannter Lehrer formuliert und zum Teil auch schon vorbildlich beantwortet hatte. Wie so vieles, was unter Praxis läuft, hat Bildung also den Status eines Trainings.<sup>1</sup> Nur ist die erträumte heilige Familie, in der Vater, Mutter und Kinder sämtlich ihr Bildungstraining absolvieren, nicht zustande gekommen, weil Kleist seine Braut trotz aller Hausaufsätze über Ehelebensglück sitzenließ.

Aber sein einziges Ziel, wie es im Brief vom 22. März 1801 heißt, hat er erreicht: Kleist selber schritt „immer unaufhörlich einem höhern Grad von Bildung entgegen“, und die verlassene Philosophieschülerin der Ehe mit einem Philosophieprofessor.<sup>2</sup> Auf der höchsten Stufe von Bildung, die bekanntlich Dichtertum heißt, herrschen andere Sende- und Empfangsbedingungen. Leser erhalten keinen Nachhilfeunterricht.

Wo der verliebte Hauslehrer Kleist zugleich das Rätsel und die Lösung, die Themenstellung und den ausgearbeiteten Aufsatz gegeben hat, präsentiert der Novellenerzähler rätselhafte Fakten ohne Deutung. Auch die Verliebten von Santiago mit ihrem Vierundzwanzigstundenglück vorm Ausbruch der Volkswut stehen unter der Aufsatzfrage, ob es „wünschenswerter“ sei, „auf eine kurze Zeit, oder nie glücklich gewesen zu sein“. Aber weil Novellen schweigsamer sind als jugendliche Briefschreiber, müssen die gebildeten Stände ihre Hausaufgaben fortan selber machen.

Und was die Novellenfiguren ihnen an Deutungsarbeit abnehmen oder vormachen, sind auch nur halbe Lösungen. Wenn Jeronimo und Josephe von Gnaden des Erdbebens aus einsamen Todesarten errettet wer-

den, setzen zwar zahlreiche Deutungsversuche ein, die aber vor den Wechselfällen und endlich Katastrophen des Geschehens immer wieder zunichte werden. Interpretabilität im Text ist eine Funktion räumlicher und zeitlicher Variablen, und weder am Anfang noch am Ende sind interne Deutungen möglich. Das macht sie ebenso beschränkt wie beschreibbar.

Josephle durchlebt den Gang zum Richtplatz und die Intervention der Natur ohne „Besinnung“ (14). Jeronimo, von Nachrichtenkanälen so gut wie abgeschnitten, erfährt auf dem letzten und anonymen Kanal, der auch Eingekerkerten verbleibt, daß Josephle verloren und seine einzige Freiheit der Selbstmord ist: Er hört die Glocken ihre Hinrichtung einläuten. Und wenn dann der Pfeiler, an dem Jeronimo den Strick befestigt hat, im Erdbeben umstürzt, ist es, „als ob“ auch „sein ganzes Bewußtsein zerschmettert worden wäre“ (12).

So beginnt die Novelle mit zwei Blackouts, die Deutungen unmöglich machen.

Erst jenseits von Stadt und Schreckensaugenblick kehrt Jeronimos Bewußtsein wieder. Auf seiner anfangs vergeblichen Suche nach Josephle kommt ihm der Verdacht, daß das Beben seinen Selbstmord nur vereitelt hat, um ihn in ewiger Trauer zu lassen. Aber so schnell und verzweifelt ist das Rätsel der Theodizee nicht zu lösen. „Schien das Wesen, das über den Wolken waltet“ (13), eben noch fürchterlich, so erfinden die Liebenden, kaum daß sie wiedervereint sind, eine ebenso universale wie private Teleologie. Sie „waren sehr gerührt, wenn sie dachten, wie viel Elend über die Welt kommen mußte, damit sie glücklich würden!“ (16). Begreifliche Gefühle bei zweien, von denen der eine, vor den Intrigen und Verboten einer reichen Familie, der verliebte Hauslehrer der anderen gewesen ist. Mithin haben die zwei Titelhelden in der Nacht ihres Wiederfindens „Unendliches zu schwatzen“ (16).

Das Reden von Liebe ist an sich schon Lust.<sup>3</sup> Jeronimo und Josephle könnten alle die Aufsatzthemen durchgehen, die einst der selbsternannte Hauslehrer Kleist seiner Braut gestellt hat, vor allem die Frage: „Wenn beide, Mann und Frau, füreinander tun, was sie ihrer Natur nach vermögen, wer verliert von beiden am meisten, wenn einer zuerst stirbt?“ Unter Bedingungen gegenseitiger Nachrichtensperre und universalen Naturaufruhrs mußten ja Mann und Frau der Novelle einander für tot halten. Sie ist mithin eine Experimentalanordnung, in der ausnahmsweise noch zu Lebzeiten der Betroffenen eine Beantwortung von Kleists Frage möglich wird. Auch der Tod, der und den die Rede sonst ausschließt, kann besprochen werden. Und wie einst der Schreiber, so treffen nun die zwei Novellenfiguren ihre Entscheidung, damit aus dem Irrealis der Vergangenheit eine ewige Liebesgegenwart wird.

Wie jeder Mann – laut Kleist – „verliert“ Jeronimo in Josephle „den ganzen Inbegriff seines irdischen Glückes“. Folglich wählte er erstens den

Selbstmord als einzigen Akt, der im Unterschied zum Akt der Liebe nie und nimmer in Fehlleistungen verpuffen kann,<sup>4</sup> und zweitens, nachdem das Erdbeben selbst unfehlbare Akte vereitelt hat, die leidenschaftliche Suche nach seiner Geliebten.

Sehr anders Josephle. Bevor auch sie zur Suche nach ihrem Liebhaber schritt, rettete sie erst einmal sein und ihr Kind aus dem zusammenstürzenden Kloster, wo es ihre Hinrichtung hatte überleben sollen. Damit aber beweist „die Frau“ einmal mehr, daß ihr nach dem Verlust „des Mannes“ ein Ersatz in Kindern und näherhin „Söhnen hinterlassen“ bleibt (ganz wie Kleists Musteraufsatz vom 30. Mai 1800 das vorhergesagt hat und sein Prinz von Homburg es auch auf den Begriff bringt). Für Josephle reduziert sich Jeronimo darauf, „nach dem kleinen Philipp, der liebste auf der Welt“ zu sein (15).

Kind – Mutter – Gatte: so und nicht anders läuft in spieltheoretischer Exaktheit die Rangfolge der Prioritäten, die den Diskurs deutscher Bildung regelt. Und es heißt diesen Diskurs nur perpetuieren, wenn ein Interpret die „Verschiedenheit“ des jeweiligen Suchverhaltens als Einsicht Kleists in die Konventionalität von Männern und die Größe praktischer Frauengestalten preist.<sup>5</sup> Einiges mehr steht schon auf dem Spiel.

Die heilige Familie aus Kind, Mutter, Vater, wie sie – in dieser Reihenfolge – in der Nacht unter Granatapfelbäumen zum erstenmal beisammen ist, braucht ihren Diskurs nur noch von anderen Diskursen ratifizieren zu lassen, um zum Ideal aller Menschengemeinschaft aufzusteigen. Genau das geschieht am Morgen nach dem Beben, wenn reiche Bekannte die eben noch schandbare Josephle in ihrer Mutterrolle brauchen und feiern. „Die ganze Würdigkeit und Anmut ihres Betragens“ ist es, die einen gewissen Don Fernando samt seiner Familie dazu bewegt, Josephle „auf das innigste und zärtlichste zu empfangen“ (19, 16), und in Josephles Gefolge, etwas weniger innig, auch Jeronimo.

Im Zeichen mütterlicher Anmut und Würde kommt es also zu einem Versöhnungsfest, das alle Blackouts des Novellenanfangs aufnimmt und sozialisiert. Nachdem Don Fernandos Großmutter den Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Familienformen weggewischt hat, geraten beide Geretteten in eine Amnesie, die von der Vorzeit, „vom Richtplatze, von dem Gefängnisse, und der Glocke“ (16) nur Traumerinnerungen zurückläßt. Solche Vergeßlichkeit ist ansteckend.

„Es war, als ob die Gemüter, seit dem fürchterlichen Schlage, der sie durchdröhnt hatte, alle versöhnt wären. Sie konnten in der Erinnerung gar nicht weiter, als bis auf ihn, zurückgehen.“ (16 f.)

Und das, weil geteilte Amnesie immer schon Amnestie ist.

Unter den Erdbebenopfern, deren Tod die Überlebenden selber bezeugen können, sind die Äbtissin, in deren Macht Mutter und Kind geraten waren, und der Erzbischof von Santiago, auf dessen Befehl ihr „der ge-

schärfste Prozeß gemacht“ (11) worden war. Unter den vermutlich Toten ist Josephes reicher und adliger Vater, der ihren Liebhaber als Verbrecher angeklagt und ins Gefängnis gebracht hatte. Unter denen schließlich, die Diskurse totsagen, ist der Vizekönig selber; Befehle in seinem Despotennamen werden nur noch mit dem Satz quittiert, „es gäbe keinen Vizekönig von Chili mehr“ (17).

Nachdem also eine Naturgewalt, wenn auch unter Assistenz gewisser Diskurse, die Mächte von Imperium und Sacerdotium, Gedächtnis und Strafgewalt gründlich abgeschafft hat, können Amnesie und Amnestie zusammenfallen. Die Mythologien des Erdbebens und der Revolution, wie die Novelle sie als „Umsturz aller Verhältnisse“ (18) kontaminiert, sind seit Lissabon und Paris solidarisch. Mit dem Effekt, daß ihre Naturgewalt auch die Leute von jedem Gesetz zu einer Menschennatur befreit, die in allen Diskursen des Bildungssystems den Namen Geist empfängt.

„Und in der Tat schien [. . .] der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn. Auf den Feldern, so weit das Auge reichte, sah man Menschen von allen Ständen durcheinander liegen, Fürsten und Bettler, Matronen und Bäuerinnen, Staatsbeamte und Tagelöhner, Klosterherren und Klosterfrauen: einander bemitleiden, sich wechselseitig Hülfe reichen [. . .] als ob das allgemeine Unglück alles, was ihm entronnen war, zu *einer* Familie gemacht hätte.“ (17)

Es muß schön sein, wenn aus einer einsamen und damit verrückten Amnesie, wie sie Jeronimo bei der Flucht aus dem Kerker und Kleist auf der Flucht aus Frankreich durchmachen mußten, eine (mit)geteilte wird. Zwei Jahre nach jener Flucht zählt auch Kleist, zum angehenden Finanzbeamten des preußischen Staats avanciert, unter die aktenmäßig vorgesehenen Empfänger eines „Reskripts, das die völlige Auskaufung der Zunftgerechtsame“ „eingeleitet hat“. Damit sind zwar nicht gerade Staatsbeamte und Tagelöhner, aber wenigstens Müller und (um in der Novelle zu bleiben) „Flickschuster“ von ständischen Hierarchien erlöst. Ein „Befreiungsgeschäft“, das der Domänenkammerdiatär Kleist seinem Herrn und Minister gegenüber am 10. Februar 1806, also etwa zur Entstehungszeit der Novelle, „meinen Lieblingsgegenstand“ nennt.

Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit – wolle Gott, daß man über diese drei Wörter zum Leidwesen von Lesern nicht immer dasselbe schreiben müßte. Aber im *Morgenblatt für gebildete Stände* können Jeronimo Rugera, vor dessen Name kein ‚Don‘ steht, und der adlige Don Fernando nur darum und bis zum Frauentausch Brüder werden, weil einmal mehr eine Frau als wahre Mutter aller Säuglinge paradiert. Also umschreiben die drei Wörter, wenn sie in Deutschland nachgesprochen werden, immer nur die „*eine* Familie“ (17) von 1800. Drei Jahre nach Kleists Novelle erscheint aus der Feder einer Bremer Mädchenschullehrerin eine Pädagogik, die technisch exakt zur Herstellung goldener Zeitalter anleitet.

„Alle gute, alle für das Wohl ihrer Brüder begeisterte Menschen“, schreibt Betty Gleim, „haben von jeher ein goldenes Zeitalter, ein besseres edleres Menschengeschlecht ersehnt, erhofft, erträumt; sie haben geglaubt, daß es sich müsse realisiren lassen, sie haben dazu mitgewirkt, als könnten sie es herbeiführen. Aber, Ihr Edeln und Guten, Ihr werdet wenig ausrichten; Ihr werdet nur oberflächlich helfen, wenn Ihr nicht da anfangt, wo der einzige Anfangspunct alles Besserwerdens ist, wenn Ihr nicht die Mütter reformiren, wenn Ihr sie nicht mit einem lebendigen Gefühl ihrer hohen Würde, ihrer heiligen Bestimmung, und der Wichtigkeit des ihnen anvertrauten Amtes, erfüllen könnt.“<sup>6</sup>

Diesen einzigen Anfangspunkt alles Besserwerdens setzt der Novellentext in Szene. Mag die beschriebene Zeugungsnacht des kleinen Philipp noch das „volle Glück“ (11) Jeronimos geheißt und damit Josephes Lust unterschlagen haben – im „Tal Eden“ (15), dem goldenen Zeitalter der überlebenden und vereinigten Familien, wird die Phallogentrik von einer Mütterlichkeit abgelöst, die reformiert genug ist, um neben dem eigenen Sohn auch noch den Sohn Don Fernandos und einer Frau zu beglücken, die vor lauter Verletzungen ihrer „heiligen Bestimmung“ nicht nachkommen kann.

#### Diskursive Effekte

Der philosophische Diskurs von 1800 stellt alle Geschichte und ihre Entzweigungen bekanntlich zwischen ein Arkadien und ein Elysium, ein gewesenes und ein versprochenes goldenes Zeitalter.<sup>7</sup> Aber dieses Paradies bliebe ein Deutungsmuster von der Beliebigkeit aller Hermeneutiken, wenn nicht andere Diskurse der Philosophie zu Hilfe kämen. Es ist der literarische Diskurs, der das erträumte Paradies in Szene setzt; es ist der pädagogische Diskurs, der in Kleists Brautbriefen oder in Betty Gleims Erziehungsschrift die wahre Adresse und den gangbaren Weg seiner Herbeiführung findet. So vernetzt sind Diskurse.

Nur eines unterscheidet die literarische Inszenierung vom geschichtsphilosophischen Dreischritt, den sie voraussetzt. Das neue Paradies, philosophisch an dritter Stelle des Weltlaufs plaziert, rückt an die zweite, weil die Novelle ja mit Macht und Entzweigung der Geschichte schon eingesetzt hat. Damit aber gerät der Anfangspunkt alles Besserwerdens selbst in die Gefahr eines Werdens, das Paradies in die Geschichte. Diskurse sind eben nicht nur vernetzt, sondern auch mächtig genug, das Schema der drei Schritte selbst Erfüllungsmomenten gegenüber durchzusetzen. In ihrem „Tal Eden“ kommt Kleists Novelle nicht zum Ende.

„Fatum“ heißt Gesagtes, und dieser Wortbedeutung bleibt Kleists narrative Mechanik treu. Erstens hören die im Paradies vereinigten Familien, daß die einzige nicht zusammengestürzte Kirche der Stadt eine feierliche

Messe zur „Verhütung fernerer Unglücks“ (18) plant. Zweitens liest Josephe in diesen Gottesdienst eine Möglichkeit hinein, ihre private Teleologie des Erdbebens der „unbegreiflichen und erhabenen Macht“ Gottes selber zu bekennen, weshalb sie „mit einiger Begeisterung“ (19) zum Aufbruch drängt. Und drittens flüstert eine von Don Fernandos Schwägerinnen ihm Warnungen zu, die (wie bei weiblichen Gefühlen üblich) von der Novelle weder begründet noch aufgeschrieben werden, aber eben darum in Erfüllung gehen. Aus dem Besuch einer Messe zur Verhütung fernerer Unglücks geht das genaue Gegenteil hervor.

Denn auch wenn die alten Mächte Staat und Kirche vom Umsturz aller Verhältnisse betroffen sind, haben sie doch noch das Wort. Eine Predigt über Erdbeben kann nicht umhin, sie theologisch als Strafe Gottes auszulegen, ganz wie Novellen von 1800 nicht umhin können, sie als naturpolitische Vorausbedingung einer befreiten Menschheit auszulegen. Das aber führt zu einer Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Der Priester als Sprachrohr obsoletter Mächte spricht in einem rhetorischen Atemzug von Sodom und Gomorrha, von Jeronimo und Josephe. Daß die Zwei Urteil und Katastrophe wie durch Wunder überlebt haben, daß sie zur Idealfamilie eines neuen und untheologischen Diskurses erkoren sind, daß sie schließlich, während der Priester ihre Namen ausspricht, auch in Fleisch und Blut vor ihm stehen, kann er nicht ahnen. Was Thomas Mann, als er über Kleists „prachtvolle Erzählung“ seine üblichen prachtvollen Deutungen ablieferte, „den Fanatismus eines Dominikaner-Predigers“ nannte, ist schlicht und einfach eine schulmäßige „Seitenwendung“ (20), wie Priester sie im Seminar gelernt haben, um nicht immer und nur vom Abwesenden zu diskurrieren.

Aber die Referenz von Diskursen ist keine Sache der Sprechermeinungen oder Redebedeutungen; um Effekte auf Körper zu haben, reicht ein Zufall hin. Kaum daß der Priester in seiner Ahnungslosigkeit die Namen Jeronimo und Josephe ausgesprochen hat, ist die Zeit des Interpretierens vorbei. In besinnungsloser Beschleunigung stürzt die Novellenhandlung ihrem Ende entgegen. Der theologische Diskurs gerät zur Handgreiflichkeit einer Volksmenge, die mit richtigen und falschen Identifikationen der angeprangerten Sünder dafür sorgt, daß von den sechs Kirchenbesuchern aus dem Tal Eden gerade noch zwei überleben. Neben Jeronimo und Josephe bleiben auch Don Fernandos Schwägerin und sein kleiner Sohn, weil sie mit Josephe und Philipp verwechselt worden sind, auf der Strecke. Don Fernando kann nur sein und Philipps Leben retten, um in den Schlußsätzen der Novelle zusammen mit Frau und Pflegekind selbst eine heilige Familie zu bilden. Einmal mehr also, und wie zum Beweis seiner Macht, steckt der Bildungsdiskurs auch Adlige an. „Wenn Don Fernando Philippen mit Juan“, seinem ermordeten leiblichen Sohn, „verglichen, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßt er

sich freuen.“ (23) Als Kind einer idealen Mutter macht der angenommene Sohn selbst Leichen vergessen.

Ein blutiges Finale, das aber Symbolleser auch ohne die unformulierten und warnenden Ahnungen schon erraten konnten. Die Bäume nämlich, unter denen die zwei Liebenden ihr nächtliches Wiedersehen gefeiert haben, sind Granatapfelbäume. Und mag *Punica Granatum* im Orient auch zu Orgien und Fruchtbarkeitsritualen der Großen Mutter gehört haben, im überlieferten Wissen Griechenlands steht der Granatapfel für Persephone und ihre Unterwelt. Die zwei Liebenden der Novelle, nicht anders als nachmals Kleist und Henriette Vogel, haben durch den kurzen Aufschub nur erreicht, daß aus einsamem Selbstmord und einsamer Hinrichtung eine Zweisamkeit im Leichenhaus geworden ist. Seit alters ist Arkadien für Hadeseingänge berühmt.

Aber *Punica Granatum* wächst nicht nur in mythologischen Handbüchern, sondern seit der Kolonialisierung Amerikas auch in Chile. Womöglich handelt der Novellenschluß also von schlichten Fakten, denen Symbole in ihrer Zweideutigkeit gar nicht beikommen. Was am Text zu verstehen ist, mag zwischen den Polen Liebe und Tod spielen; was diesseits aller Gefühle geschieht und auf vier grundlose Totschläge hinausläuft, ist ein Machtwechsel im Realen.

#### *Strategische Maßnahmen*

Als Josephe von der Kirchenmacht zum Scheiterhaufen verurteilt und „durch einen Machtspruch des Vizekönigs“ (11) zur Hinrichtung begnadigt wurde, vermietete man „in den Straßen, durch welche der Hinrichtungszug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab“ (11 f.). Vor jenem Umsturz aller Verhältnisse, den die Novelle feiert, waren Exekutionen bekanntlich öffentliche „Schauspiele“ (12), von einer fürstlichen Übermacht gegeben, von „frommen Töchtern“ (12) (und Giacomo Casanova) gerne besucht – eine historische Tatsache, die Kleist und seine Zeitgenossen nurmehr mit Grausen referieren können.<sup>8</sup>

Ganz anders Josephes faktischer Tod, wie er nach dem arkadischen Intermezzo eintritt. Ein Schuhflicker, der seine ehemalige Kundin auf die Priesterworte hin hat identifizieren können, schlägt sie „mit der Keule nieder“ (22). Solche Keulen sind die idealen Waffen einer Lynchjustiz, die gegen das eine und geliehene Schwert in Don Fernandos Händen leichtes Spiel hat. Auch Donna Constanze und der wehrlose Jeronimo werden von Keulen erschlagen, nur dem kleinen Juan zerschmettert jener Schuhflicker die Schädeldecke an einem Kirchenpfeiler. (Eine Kindermordtechnik, die auch die Römer, und d. h. Franzosen, in Kleists *Hermanns-schlacht* bevorzugen.)

So klar liegt die Bilanz des eintägigen Aufschubs zutage. An die Stelle

der Übermacht, die vormalig im Schwert hauste und dem Fürsten ein rituelles Schauspiel, seinen Untertanen aber eines zwischen Abschreckung und Verlockung gab, ist nackte Gewalt getreten. Nach dem revolutionären Umsturz gibt es nur noch Schauspiele ohne Zuschauer: eine Eskalation der Gewalt, ausgelöst vom Leerlauf theologischer Rhetorik, hochgeschaukelt aber von Schreien, die das ganze Kirchenschiff füllen, und Mordszenen, die zum Weiterspielen nachgerade einladen. Als Zuschauer und Zuhörer ihrer Wut werden Kirchgänger zu Totschlägern. Das Wort des Priesters ist längst vergessen und überschrien, wenn ein Schuhflicker seine „ungesättigte Mordlust“ entdeckt und zum „Fürsten der satanischen Rotte“ (22) aufrückt. So buchstäblich macht das Finale den Novellensatz wahr, daß es Fürsten oder Vizekönige alten Schlags nicht mehr gibt.

Der Text aber beschreibt diese neue Ordnung der Dinge so technisch, wie sie ist: als einen Rückkopplungseffekt, der Fragen nach Ursachen oder Gründen oder Motiven verabschiedet. Daß unter den Mordknechten auch der alte Rugera auftaucht, um seinen Sohn identifizieren und erschlagen zu können, bleibt eine Tatsache diesseits jeder Deutung. Die drei Schritte der Novelle führen also von einer Anfangskatastrophe, die – etwa beim Zusammenbruch der Kerkermauern – mit ingenieurmäßiger Präzision beschrieben wird, über ein Arkadien, das seinen Kindern eine Zeitlang psychologische Gefühle und philosophische Deutungen gestattet, zu einer Schlußkatastrophe, die mit dem kalten Blick des Kriegstechnikers gesehen ist. Er gehöre zu den wenigen Leuten, die sich in Metaphern und in Formeln gleichermaßen auskennen, hat Kleist einmal gesagt.

Und nur soweit er die Volkswut in Metaphern beschreibt, bleibt Kleist im Diskursraum, dem das *Morgenblatt für gebildete Stände* zuzählt. Mit seinem obsoleten Schwert ficht Don Fernando, jeder Zoll ein preußischer Offizier, gegen die „satanische Rotte“ als „göttlicher Held“ (22). So erfüllen Metaphern den unmöglichen Wunsch, mit dem Kleist am 19. März 1797 seinen Abschied aus der preußischen Armee begründet hat: zugleich Mensch und Offizier sein zu können. Statt den friderizianischen Exerziermeister seiner Rekruten abgeben zu müssen, darf Don Fernando, so göttlich wie nutzlos, für ein Ideal von Familie und Mütterlichkeit fechten.

Aber die preußische Armee mit ihren Exerzierreglements versagt im Novellenentstehungsjahr 1806 vor einer Rotte, der Kleist satanische Metaphern nie vorenthalten hat (vom Fürsten dieser Rotte ganz zu schweigen). Seit Jena und Auerstedt besteht keine Nachfrage nach göttlichen Helden mehr; was gegenüber einer revolutionären Heeresstruktur wie der französischen zählt, sind einzig Formeln von kriegstechnischer Präzision. Hier ist die Novelle noch einmal, aber im Klartext:

„Jede große und umfassende Gefahr gibt, wenn ihr wohl begegnet wird, dem Staat, für den Augenblick, ein demokratisches Ansehn. Die Flamme, die eine Stadt bedroht, um sich greifen zu lassen, ohne ihr zu wehren, aus Furcht, der Zusammenlauf der Menschen, den eine nachdrückliche Rettung herbeizöge, könnte der Polizei über den Kopf wachsen: dieser Gedanke wäre Wahnsinn, und kann in die Seele eines Despoten kommen, aber keines redlichen und tugendhaften Regenten.“

Sätze von 1809, mit denen Kleist seine Propagandaschrift *Über die Rettung Österreichs* vor Napoleon einleitet. Und ein strategisches Programm, das Naturkatastrophen bloß noch bebildern. In Kleists politischen Schriften stehen alle Erdbeben und Feuersbrünste dieser Erde für eine Heeresstruktur, die den Machttheatern Alteuropas abgesagt hat und preußischen Exerzierreglements weit voraus ist. Seit den Revolutionskriegen haben die Franzosen ihre „Artillerie ganz auf den entscheidenden Feuerschlag eingestellt“ und ihre „Infanteriekolonnen getrennt in Staffeln und auf sich gestellt in beschleunigter Bewegung zum Einsatz gebracht, ohne eine unauflöbliche Front zu bilden“.<sup>9</sup> Weshalb die Preußen bei Jena und Auerstedt, weil sie „noch hoch aufgerichtet, Bataillon an Bataillon in die Breite entfaltet“, auf dem Schlachtfeld paradierten, nur in einen sicheren „Tod gehen, der ihnen aus dem Artillerie- und Schützenfeuer eines beweglicheren, das Gelände ausnützenden Feindes entgegenschlägt“.<sup>10</sup>

Eine Lineartaktik, die auch in der Novelle nur fatale Folgen haben kann. Don Fernando, der göttliche Offizier, bietet Josephe ganz formell den Arm, um in wahrhaft altpreussischer Taktik einen geordneten Rückzug seiner vereinigten Familien aus der Kirche einzuleiten. Aber was man damit gegenüber einem „wütenden Haufen“ (21) und perfekter Kirchengeländeausnutzung erreicht, sind Verluste von annähernd 70 Prozent.

So dringlich ist es eben im Jahr 1807, exerzierplatzmäßige Lineartaktiken aufzugeben. „Bei Eylau und Friedland bilden die Preußen schon selbst Schützenschwärme und Kolonnen und verbeißen sich im Getümmel, das nun auf beiden Seiten schwerste Opfer fordert.“<sup>11</sup> Sie und ihr Dichter gehen also beim Feind in die Lehre. Einem Erdbeben wie den Revolutionsheeren können nur gleiche Waffen und Taktiken entgegentreten, einer *levée en masse* nur die *levée en masse*. „Für den Augenblick“ tut auch einem „Staat“ von Gottes Gnaden „ein demokratisches Ansehn“ not. Deshalb und nur deshalb läßt der Propagandist Kleist, nachgerade treuherzig, Österreichs tugendhaften Regenten dazu ein, gewisse ungeordnete Zusammenläufe zu dulden, die jeder Polizei über den Kopf wachsen und nach dem Zeugnis seiner eigenen Novelle Vizekönige oder Regenten totzuschlagen pflegen. Und mag jene Novelle noch so inständig versucht haben, Demokratie aufs Phantasma „einer Familie“ und Fa-

militarität auf Mütterlichkeit zu gründen, der Kriegstechniker weiß es besser als alle Bildungsdiskurse. Wahrhaft demokratisch vergehen die Unterschiede zwischen Fürsten und Bettlern, Staatsbeamten und Tagelöhnern in jenem Wahnsinn, den nur „Wahnsinn“ nicht wollen könnte – wenn am Novellenende eine bewaffnete Menge alle Standesunterschiede liquidiert.

Man braucht nur gegen den Strich zu lesen. Zunächst tritt, in priesterlicher Verkleidung, ein Propagandaredner auf, der (diesmal mündlich) „über die Rettung Chilis“ deliriert. Daraufhin schreit eine zusammenge- laufene Menschenmenge nach Mord. Daraufhin erschlägt ein Vater seinen Sohn und ein Schuhflicker die Tochter eines der „reichsten Edelleute der Stadt“ (11). Originalton Kleist zum Thema Napoleon:

„Schlagt ihn tot! Das Weltgericht  
Fragt nach euren Gründen nicht!“

Theologische und geschichtsphilosophische Diskurse, wenn sie zum Mord aufriefen, haben jeder auf seine Weise noch Gründe anführen müssen; der Propagandaschreiber Kleist ist darüber hinaus. Wonach er fragt, sind einzig Techniken und Waffen des Todes. Die Keulen, unter deren Schlägen Jeronimo, Josephe und Constanze fallen, haben auch in der *Hermannsschlacht* die edle Aufgabe, waffenlose Römer, und d. h. Franzosen, niederzumachen. Es sind die Waffen eines totalen Volkskrieges.

In Geister- und Geheimbundromanen der Goethezeit ist die Rede immer wieder von einer unsichtbaren Hand. Im *Erdbeben in Chili* schwingen harmlose Kirchgänger mit einemmal Keulen, deren Herkunft rätselhaft bleibt. Die Unwahrscheinlichkeit, daß Jeronimo auch im Kerker über einen Strick verfügt, motiviert sein Erzähler; daß Schuhflicker und anderes Gesindel über Keulen verfügen, mit keinem Wort. In einer Novelle, die sonst an keiner Stelle über die Relation von Ereignissen hinausragt, sind die Keulen mithin Gaben einer unsichtbaren und jenseitigen Hand – einer Hand am Körper des Schreibers selber. Seine Handgreiflichkeit ist es, die hinterm Schleier unabwendbarer oder gar geschichtsphilosophischer Abläufe triumphiert.

Am 21. April 1813, ein Jahr und fünf Monate nach Kleists Selbstmord, unterzeichnete der König von Preußen eigenhändig ein Edikt, das den Anfang vom Ende aller Fürstenmacht in Mitteleuropa machte. Das Landsturmedikt setzte jegliche Hegung des Krieges (in Völkerrecht und Kabinettspolitik) außer Kraft, weil es zum Krieg gegen Heere rief, die bei Jena und Auerstedt selber wie Partisanen gesiegt hatten. Zum erstenmal in der deutschen Geschichte wurde ein Volk zu den Waffen gerufen und gewaltsamer Ungehorsam selbst feindlichen Polizeianordnungen gegenüber zur Pflicht jedes Preußen ernannt. Mochten reguläre Heere weiterhin mit Schwertern und Gewehren antreten, für Landsturm und Volks-

mengen empfahl § 43 des Edikts viel naheliegendere Waffen: Beile, Heugabeln und Sensen. Postum haben Kleists Keulen also doch noch Legalität erlangt.

„Man staunt, den Namen des legitimen Königs unter einem solchen Aufruf zum Partisanenkampf zu sehen“,<sup>12</sup> heißt es in Carl Schmitts bewundernswerter *Theorie des Partisanen*. Ganz wie Kleists Proklamation *Über die Rettung Österreichs* es ins Auge gefaßt hat, liquidiert ein legitimer und tugendhafter Regent seinen alteuropäischen Begriff – mit Fernwirkungen, die die *Theorie des Partisanen* auf die Jahre 1917 und 1918 datiert. Schmitt allein gelingt es, die dunklen Texte Kleists in einem Dispositiv von Diskursen zu orten. Als „größte Partisanendichtung aller Zeiten“ (wie die seit 30 Jahren übliche Formel lautet) figurieren sie neben Clausewitz und Lenin, Mao Tse-tung und General Salan.

Ein entlassener preußischer Offizier – in glücklichen Momenten von der österreichischen Propagandamaschine gegen Napoleon finanziert, dann wieder ganz allein, weil sein König erst mit siebzehn Monaten Verspätung begreift – entwickelt unter Bedingungen und Masken des Bildungssystems die Diskurspraxis des Partisanen. Mit der Technik „unwahrscheinlicher Wahrhaftigkeit“ (so ein Anekdotentitel Kleists) beschwört er Naturkatastrophen herauf, nur um seinen Lesern eine Feindschaft beizubringen, die es nie zuvor gegeben hat: die absolute Feindschaft. Ob ihr Ziel der Kaiser der Franzosen oder das eigene Leben ist, spielt keine Rolle. „Der Feind ist“ ja nur „unsere eigene Frage als Gestalt“.<sup>13</sup> Im *Katechismus der Deutschen* fragt ein Vater seinen Sohn, warum wohl (angeblich) Napoleons Einmarsch den Deutschen alle Hütten zerstört und alle Felder verheert hat. Die propagandistisch erwünschte Antwort aus Kindermund: „um ihnen diese Güter völlig verächtlich zu machen“. Im *Erdbeben in Chili* übt die Naturkatastrophe „ungesäumte Wegwerfung des Lebens“ ein, „als ob es, dem nichtswürdigsten Gute gleich, auf dem nächsten Schritte schon wiedergefunden würde“ (18). Nicht nur für Hohenzollernkönige, auch für ihren märkischen Uradel wird Partisanentum suizidal.

Der menschliche Geist, den die Novelle wie eine Blume züchtet, ist also ein Trugbild zur Vernebelung nackter Gewalt. Man erzählt rührende Geschichten von einer Liebe, die wie üblich einer Mutter gilt, die wie üblich ganze Menschenmassen in Familien vereint, nur um zu tarnen, was wahre Demokratie besagt. Die Versöhnung aller Gemüter gelingt einzig durch einen „fürchterlichen Schlag“ (16), gleichgültig ob von Erdbeben oder Keulen. Eine diskursstrategische Maßnahme Kleists, die völlig dysfunktional wäre, wenn es seinen Texten (nach der prachtvollen Lesart Thomas Manns) bloß um Bildung und Menschenglück ginge. Dergleichen ist in der klassisch-romantischen Dichtung einfacher zu haben; weshalb ihr Herr und Meister Goethe dem Nachwuchsautor Kleist gegen-

über denn auch alle Reserven hat. Nur wenn es um Volksgewalt und Partisanentum geht, werden die fürchterlichen Schläge notwendig.

Der Wortsinn von ‚Novelle‘ ist juristisch. In Lagen, wo keiner von den überkommenen Gesetzesparagrafen mehr angemessen scheint, wagen die Mächte Novellierungen. Das tun sie nicht oft und nicht gern, zumal wenn ihre eigene Legitimität sich nur auf das Herkommen gründet. Deshalb es denn vorkommt, daß die notwendigen, aber fürchterlichen Novellierungen einer Diskursstrategie erst einmal von Leuten ohne Auftrag und in Medien ohne Realgewalt propagiert werden. So macht der Einzelkämpfer Kleist Novellen. Was hermeneutischen Interpretationen am *Erdbeben in Chili* ein Rätsel bleiben muß, ist einfach die Gewalt seines Geschriebenseins selber.

Diskursanalysen dagegen brauchen nicht zu deuten. Über die Effekte von Texten haben andere und synchrone Diskurse, die mit ihnen vernetzt gewesen sind, schon längst entschieden. Gewalt ist immer auch aktenkundig.

„Schon drei Monate später, am 17. Juli 1813“, hat Friedrich Wilhelm III. sein Landsturmedikt „geändert und von aller Partisanen-Gefährlichkeit, von jeder acherontischen Dynamik gereinigt“.<sup>14</sup> Und das kaiserliche Österreich, dessen Rettung von Kleist propagiert wurde, solange sein eigener König im großen Volkskrieg noch abseits stand, hat die Vorschläge zu seiner Rettung mit unbestechlichem Auge durchschaut. Als 1810 der erste Teil von Kleists *Erzählungen* vorlag, beantragte der Zensor Retzer ein unbedingtes Verbot, das von der Wiener Hofzensurstelle auch genehmigt wurde. Begründung: am *Erdbeben in Chili* sei „der Ausgang im höchsten Grade gefährlich“.<sup>15</sup>

## Anmerkungen

### *Friedrich A. Kittler, Ein Erdbeben in Chili und Preußen*

- 1 Vgl. dazu David E. Wellbery, *Diskursanalyse*, unveröffentlichter Vortrag, gehalten vor der MLA, New York 1981.
- 2 Über die schriftstellerischen und erotischen Gründe, weshalb auch für Prof. Wilhelm Traugott Krug die Ehe mit Wilhelmine v. Zenge nur ein Ersatz und nicht die ganze Wahrheit gewesen ist, vgl. demnächst meine Arbeit *Aufschreibesysteme 1800/1900* (erscheint München 1985).
- 3 Vgl. Jacques Lacan, *Le séminaire*, livre XX: Encore, Paris 1975, S. 77.
- 4 Vgl. Lacan, *Télévision*, Paris 1973, S. 66 f.
- 5 So Klaus Birkenhauer, *Kleist*, Tübingen 1977, S. 194 f.
- 6 Betty Gleim, *Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts. Ein Buch für Eltern und Erzieher*, Leipzig 1810, Bd. I, S. 91.
- 7 Vgl. dazu Gerhard Kaiser, *Von Arkadien nach Elysium. Schiller-Studien*, Göttingen 1978.
- 8 Für diverse Belege vgl. Lloyd deMause, Evolution der Kindheit, in: deMause (Hg.), *Hört ihr die Kinder weinen. Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit*, Frankfurt/M. 1977, S. 31 f.
- 9 Hermann Stegemann, *Der Krieg. Sein Wesen und seine Wandlung*, Stuttgart, Berlin 1939–40, Bd. II, S. 190.
- 10 Ebd., S. 245.
- 11 Ebd., S. 245 f.
- 12 Carl Schmitt, *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen*, Berlin 1963, S. 47.
- 13 Ebd., S. 87.
- 14 Ebd., S. 48.
- 15 Vgl. Karl Glossy, Kleine Mitteilungen, in: *Jahrbuch der Grillparzergesellschaft* 33 (1935), S. 151 f.

### *Norbert Altenhofer, Der erschütterte Sinn. Hermeneutische Überlegungen zu Kleists ‚Das Erdbeben in Chili‘*

- 1 F. D. E. Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, hg. von Manfred Frank, Frankfurt 1977, S. 13.
- 2 Ebd., S. 167.
- 3 Ebd.